Experiment in den Tod

Autor(en): **Urban, Ralph**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 39

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645480

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Hand. Heinrich wußte sofort, es war seine Miniaturausgabe von Goethes Gedichten, in der vorn sein Name mit der Anmerkung stud. phil. und der Ortsbezeichnung Tübingen eingeschrieben stand. Er hatte das Büchlein während der Rast in der Hütte unter den Kopf geschoben. In der Aufregung, mit der er in seinem Selbstvernichtungsentschluß den Besitz zusammengerafft hatte, war es seiner Aufmerksamkeit entgangen. Sonst läge es ja auch in der Tiefe des Sees.

Fortsetzung folgt.

Der gesegnete Baum

Von Albert Fischli

Ein Apfelbaum will mir nicht aus dem Sinn,
Vor dem ich jüngst gestanden bin:

Ueber und über mit Früchten behangen,
Rundum die Aeste gestützt mit Stangen,

So stand er mit seiner köstlichen Tracht
Im Sonnenglanz — eine goldene Pracht.

Seitdem ich seinen Reichtum sah,
Seitdem geht mir meine Armut nah.

Möcht' es so gut auch einmal haben
Und geuden dürfen mit meinen Gaben!

Möcht' einmal so mit vollen Händen
Schätze verschwenden und Segen spenden!

Aus „Einkehr", Gedichte.

Experiment in den Tod

Skizze von Ralph Urban Nachdruck verboten.

Dr. Smith saß noch immer beim Schreibtisch und arbeitete an seinem Werk „Tod durch psychische Insulte". Er hatte neues medizinisches Material bekommen und war derart in die Sichtung der Aufzeichnungen vertieft, daß er darüber die Zeit vergaß. Jeden Dienstag pflegte er sonst um diese Stunde bereits im „Klub der Aerzte" zu sein.

Das Tischtelefon surrte. Dr. Smith hob den Hörer ab und meldete sich.

„Hier Klub der Aerzte", sagte eine Männerstimme. „Ein Herr möchte Sie sprechen und ich soll anfragen, ob Herr Doktor heute noch kommen?"

„Wer ist der Herr?" fragte Dr. Smith zerstreut.

„Doktor Sanford!"

„Sagen Sie ihm, daß ich in einer halben Stunde dort bin!" Der Arzt legte den Hörer auf, erhob sich zu seiner ganzen stattlichen Größe und gähnte wie ein Löwe. Dann ging er gewohnheitsgemäß zum Waschbecken, um sich die Hände zu reinigen. Dabei fiel ihm jetzt erst ein, daß er einen Dr. Sanford gar nicht kannte. Also nahm er das Aerzteverzeichnis vom Regal und blätterte nach. Es gab keinen Dr. Sanford. Merkwürdig, merkwürdig.

Dr. Smith schloß sorgfältig das Tor seiner Villa ab und holte sich dann den Wagen selbst aus der Garage, denn am Dienstag hatte sein Diener-Chauffeur Ausgang. Der Arzt fuhr langsam auf die Straße hinaus und schaltete dabei die Scheinwerfer ein, so daß der Lichtkegel auf die großen Bäume der gegenüberliegenden Seite der Allee fiel. Und da sah er etwas Sonderbares: Hinter einem dicken Stamm lugte eine Hand hervor.

Da Bäume in der Regel keine Hände haben, mußte sich dort jemand versteckt halten. Und warum? Der Anruf fiel Dr. Smith ein. — Er gab Gas und fuhr los. Nächste Straße links, nächste Straße rechts, nochmals um eine Ecke, dann blieb er stehen, stieg aus und eilte auf Umwegen zu seinem Haus zurück. Er ging eine andere Straße, überquerte einen Baugrund, überkletterte einen Zaun, schlich durch den Garten seiner Villa und gelangte so zum Nebeneingang. Leise schloß er auf und tastete sich im Dunkeln durch das Haus. In seinem Arbeitszimmer trat er ans Fenster und lugte durch einen Spalt der Gardinen hinaus. Von hier aus konnte er die Haustür beobachten und trotz der Finsternis sah er gleich, daß sich dort eine Gestalt zu schaffen machte. Dr. Smith hatte gute Augen. Er legte in aller Ruhe Hut und Mantel ab, nahm seinen Browning zur Hand, setzte sich neben den Lichtschalter in einen Lehnsessel und wartete. Ab und zu hörte er von der Diele aus ein knackendes Geräusch, sonst nichts. Einmal griff er nach seinem Puls und zählte ihn mechanisch, aber er war ganz normal. Dr. Smith hatte keine Nerven. Angst war ihm ein fremder Begriff.

Der dünne Lichtstrahl einer Taschenlampe fiel durch die offenstehende Tür des Arbeitszimmers auf die gegenüberliegende Wand, strich über ein Gemälde, verweilte ein wenig am Kassenschrank, bewegte sich dann dem Schreibtisch zu. —

„Hände hoch, Mann!" sagte Dr. Smith ruhig. Er hatte soeben das Licht aufgedreht. Vor ihm stand ein ziemlich gut angezogener Mann, der ihm im Augenblick gerade halb den Rücken zukehrte, und in einer Hand die Taschenlampe, in der andern eine schwere Armeepistole hielt. Nach dem Schock der Schreckenskunde wandte er sich langsam dem Arzt zu und hob die Arme in die Höhe, denn der unerbittliche Blick des Gegners verriet ihm, daß er bei jeder andern Bewegung mit Kugeln vollgepumpt werden würde.

„Den Revolver fallen lassen!"

Die Waffe fiel dumpf am Teppich auf.

„Zur Wand umdrehen und die Hände schön oben behalten!" befahl der Arzt und ging zum Schreibtisch, die Pistole immer schußbereit auf den Einbrecher gerichtet. Dann hob er den Hörer ab, um das Ueberfallkommando anzurufen.

„Es hat keinen Zweck", rief der Einbrecher, „die Polizei bekommt mich nicht lebend. Wenn Sie sie anrufen, werde ich Sie angreifen, und zwingen mich niederzuschlagen."

„Hm", meinte Dr. Smith. „Ganz schwerer Junge, was?"

„Allerdings." — „Scharfrichterreif?" — „Ja!"

Eine Minute unheimlichen Schweigens. „Kommen Sie hierher", erklang hierauf des Arztes Stimme. „Setzen Sie sich und geben Sie die Hände herunter. Bei der kleinsten Bewegung schieße ich. Ich werde Sie aber nicht töten, sondern Sie nur so verletzen, daß Sie wehrlos sind. Wie Sie eben hören, stimmt Ihre Rechnung nicht."

„Sie sind eine Kanaille", sagte der Bandit.

„Danke", meinte der Arzt. „Trotzdem gebe ich Ihnen eine Chance."

„Ja?"

„Ich brauche Blut von Ihnen, viel Blut. Ein wissenschaftliches Experiment. Die Aussichten, daß Sie mit dem Leben davonkommen, stehen fünfzig zu fünfzig. Klappt es, bezahle ich Ihnen fünftausend Dollars. Einverstanden?"

Der Verbrecher ließ einen schrecklichen Fluch los.

„Ja oder nein?" sagte der Arzt und griff wieder nach dem Telefonhörer.

„Zum Teufel, ja!" stöhnte der Mann. „Sind Schmerzen damit verbunden?" — „Nein."

Nun rief der Arzt seinen Freund und Kollegen Dr. Ollrenshaw an und als sich dieser meldete, ersuchte er ihn, sofort zu kommen. Dann führte er den Verbrecher ins Ordinationszimmer, hieß ihn, sich auf den Operationsstuhl legen und schnallte ihn dort fest. Hierauf legte er den Revolver weg und kam endlich dazu, eine Zigarette zu rauchen. Eine Viertelstunde später öffnete er seinem Freund und setzte ihm rasch seine Absichten auseinander. Dr. Ollrenshaw schüttelte zwar erst den Kopf, dann aber siegte das wissenschaftliche Interesse über seine Bedenken. In wenigen Minuten waren die Vorbereitungen getroffen. Der Verbrecher stöhnte nur einmal leise, als ihm der Arzt die Ader anzapfte. Ein dünner Schlauch stellte von dort die Verbindung mit einem Gefäß her, das der Mann nicht sehen konnte.

„Sieben zehntel Liter" — erklang die kalte Stimme Dr. Ollrenshaw, der weiter rückwärts stand, „acht zehntel Liter — neun zehntel —."

„Hören Sie doch auf, ich verblute ja", rief der Verbrecher.

„Keine Spur", meinte Dr. Smith. „Solch ein kräftiger Mensch hält allerhand aus. Spüren Sie schon ein Brausen in den Ohren?" — „Ja!"

„Ballen Sie die Faust der linken Hand und versuchen Sie, ob Sie noch Kräfte haben."

„Ich kann sie nicht mehr schließen", sagte der Mann mit dünner Stimme. Hören Sie schon auf!" Schweiß perlte auf seiner Stirn.

„Einen Augenblick noch! Versuchen Sie einmal zu schreien!"

Der Mann brachte nur ein schwaches Stöhnen hervor.

„Eins Komma neun" — erklang die Stimme des Dr. Ollrenshaw, „zwei Komma eins — zwei Koma drei — zwei Komma —."

„Aufhören — Ihr — Bestien", kam es flüsternd von den bleichen Lippen des Verbrechers.

„Gleich", meinte Dr. Smith. „Jetzt kommt die Krisis — sein Puls ist schon ziemlich schwach. Er dürfte das Bewußtsein verlieren.

„Der Mann ist wirklich schon bewußtlos", sagte Dr. Ollrenshaw, trat kopfschüttelnd in den Vordergrund und schraubte sein Hörrohr zusammen. „Ich gratuliere dir, die Symptome sind unglaublich echt!"

„Und dabei hat der Mann keine zehn Tropfen Blut verloren", erklärte lachend Dr. Smith und zündete sich zufrieden eine Zigarette an, während sein Freund das Hörrohr an die Brust des Verbrechers setzte.

„Ich habe dir gleich gesagt", dozierte Dr. Smith, „daß die Suggestion den Heilprozeß in geradezu phantastischer Weise zu unterstützen vermag, wie sie im negativen Sinne alle Symptome des angeblichen Uebels hervorrufen kann. Das Experiment ist gelungen!"

„Das Experiment ist zu gut gelungen", sagte Dr. Ollrenshaw und nahm das Hörrohr von der Brust des Mannes. „Der Patient ist nämlich tot!"

Das Inserat für die Katz . . .

Ein Fabrikbesitzer und Geschäftsmann in London rühmte sich, nie ein Inserat aufzugeben. Die Zeitungsannonce sei „für die Katz", sagte er, niemand lese sie. Gute Ware spreche für sich selber. Nun berichtet die Presse ergötzlich über seine echt englische Bekehrungsgeschichte:

Eines Abends im Klub, als wiederum die Rede auf die Zugkraft des Inserates kam und Mr. Dunwich abermals seinen seit Jahren verteidigten Standpunkt laut hervorhob, sagte einer seiner Freunde: „Was wetten wir, daß sogar das allerkleinste Inserat von zwei Zeilen gelesen wird."

Mr. Dunwich ging lächelnd auf die Wette ein, die die Anwesenden auf zehn Pfund Sterling festsetzten. Aber das Lachen verging ihm am andern Morgen. Denn da läutete es schon um fünf Uhr früh am Tor seines Hauses und ein zerlumpter Mann gab eine schwarze Katze ab. „Meine fünf Schillinge, wenn ich bitten darf!" sagte er. Der Diener Mr. Dunwichs hatte sich noch nicht von seiner Verblüffung erholt, als abermals an der Klingel gerissen wurde und wieder eine schwarze Katze ins Haus wanderte: „Und meine fünf Schillinge, wenn ich bitten darf", sagte wieder eine Stimme, diesmal eine weibliche. Und nun ging es Schlag auf Schlag . . . Von allen Seiten kamen schwarze Katzen und aus allen Straßen ergossen sich Menschen, die weitere schwarze Katzen unter dem Arm, in Körben und Säcken herbeischleppten. Als Mr. Dunwich persönlich erschien, um dem Schreien und Toben in seinem Hausflur ein Ende zu machen, da wimmelte es um seine Füße von zahllosen schwarzen Katzen.

Von einer schrecklichen Ahnung gepackt, schlug er die Morgenzeitung auf und fand nach langem Suchen ein winziges Inserat in ihr: „Meine schwarze Katze entlaufen. Bei Wiederbringen 5 Schilling Belohnung. Mr. C. B. Dunwich, London, S. W. 1, Regent Street 19."

Vernichtet sank Mr. Dunwich in einen Klubsessel. Als er sich ein wenig erholt hatte, griff er zum Telephon — und bestellte den Inseratenwerber der Zeitung zu sich!

Besuch im Indianerdorf Xochimilco!

Aus dem Tagebuch meiner Mexikoreise

Von Seppl Popfinger

Nachdruck verboten.

Umgeben von herrlichen Blumenfeldern und riesigen Pappeln sitze ich hier in Xochimilco (Mexiko) und betrachte das Leben und Treiben der Indios, die hier auf den Kanälen mit kleinen Booten und Kanus von den verschiedenen Inselchen, genannt „Chinampas", Gemüse und Blumen nach ihren primitiven Stroh-, Holz- und Lehmhütten rudern.

Mit einem Kahn fahren zwei, manchmal sind es auch mehr Eingeborene, mit riesigen Sombreros „behütet", stehend und geschickt durch die Kanäle schlengend, an mir vorbei. Mit einer Ruhe und aber auch so großen Scheu anderen Rassen gegen- Ruhe und großen Scheu anderen Rassen gegenüber leben sie ein friedfertiges, anspruchsloses Dasein. Einige tausend Indianer wohnen in Xochimilco (das Blumenfeld) beisammen.

Für einen Silberling . . .

Durch ihr scheues und zurückhaltendes Leben ist es sehr schwierig, eine Indianerhütte von innen sehen zu können. Lange versuchte ich vergebens in eine Behausung zu kommen. Ein Indianer in mittleren Jahren, dem ich eine Silbermünze unter die Nase hielt, wurde schließlich nach Anblick des Geldes weich, ließ sich nicht nur mit mir zusammen photographieren; Weib, Kind und Kegel mußten auf das Bild, er zeigte mir auch seine Hütte von innen und unterhielt sich längere Zeit mit mir.

So lebt der Indio.

Die Hütte der Indios ist mit Pfählen aufgebaut; Holz, Stroh und Schilf sind das Baumaterial. Die ganze Inneneinrichtung besteht eigentlich nur aus einem viereckigen Holzgestell — Länge etwa drei, Breite eineinhalb Meter —, das auf 20 Zentimeter hohen Holzblöcken ruht. Das war das „Bett". Daunendecken und Kissen gibt es hier nicht. Die Wände sind ganz kahl und ohne jeglichen Schmuck; nur oberhalb des Eingangs hängt ein Heiligenbild.

Die „Haustiere".

Der Indianer schläft in seinen Kleidern, die er am Tage trägt. Mann, Frau und Kind, Schwester und Bruder, alle liegen nachts dicht zusammengepfercht auf diesem Holzgestell. Die meisten Eingeborenen aber schlafen auf dem harten Erdboden. In der einen Ecke standen Töpfe und Schüsseln aus Ton. Der liebenswürdige Indianer hatte in der Ecke seines einzimmrigen „Hauses" auch noch eine kleine Einzäunung, in der ein schwarzes Schweinchen heftig zu grunzen anfing, als ich es mir näher ansehen wollte. In etwa zwei Meter Höhe waren quer durch die Hütte einige Bambusstangen angebracht, wo eine Hühnerfamilie hockte. Der Gockel schlug mit seinen Flügeln umher, als wollte er mir Kampf ansagen. Und zusammen mit Schweinen, Hühnern und natürlich dem nötigen Ungeziefer, leben und schlafen die Indianer und fühlen sich dabei sehr wohl.

Der Nachbar war ein bischen reicher. Er hatte vor seinen Hütten einige Einzäunungen, in denen ein paar magere Kühe kauerten. Dieser ließ mich aber nicht in seine Behausung.